

Ein römischer Marmorkopf aus Schwarzrheindorf.

Von
Hans Lehner.

Hierzu Taf. IV und V.

Vor ungefähr zwei Jahren wurde der Marmorkopf, welcher auf Taf. IV abgebildet ist, in Schwarzrheindorf gegenüber Bonn wenige Meter nördlich vom Nordportal der berühmten Doppelkirche auf dem Kirchplatz bei Planierungsarbeiten in ganz geringer Tiefe unter der heutigen Oberfläche gefunden. Er wurde sofort vom Herrn Pfarrer Opfergelt in sorgsame Obhut genommen, bis er nach längeren Verhandlungen nunmehr von der Kgl. Regierung als der Besitzerin der Schwarzrheindorfer Kirche dankenswerter Weise dem Bonner Provinzialmuseum überwiesen wurde. (Inv. N. 20335.)

Antike Marmorskulpturen sind im Rheinlande im allgemeinen selten. In der Blütezeit römischer Kunst und Kultur im Rheinland, also im ersten und zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, wurde für die besseren Bildhauerwerke und die feineren Architekturteile vorwiegend der weisse Muschelkalk des oberen Moseltales und des Mainzer Beckens verwendet. Marmorwerke dagegen findet man in grösserer Anzahl eigentlich nur in Trier, der Kaiserresidenz Constantins des Grossen und seiner Nachfolger, wo die kaiserlichen Prachtbauten mit importierten Kunstwerken aus dem Süden geschmückt wurden¹⁾. Am Rhein gibts wohl einige Marmorskulpturen in der römischen Metropole von Niedergermanien, in Cöln²⁾ und dessen nächster Umgebung³⁾, ein Marmorkopf ist auch einmal, wie wir noch sehen werden, im Bonner Lager gefunden worden. Aber damit ist auch der Vorrat so ziemlich zu Ende.

Um so mehr haben wir allen Grund, uns zunächst die Frage vorzulegen: Wie kam der neugefundene Marmorkopf nach Schwarzrheindorf?

1.

Der Fund in Schwarzrheindorf hatte zunächst zur Folge, dass eine alte Vermutung, die schon lange sanft entschlummert zu sein schien, nochmals wiederauflebte. „*Bormam et Caesoriacum pontibus iunxit classibusque firmavit*“ so berichtet bekanntlich eine berühmte, aber arg verderbte Stelle des Florus

1) Hettner, Röm. Steindenkmäler S. 223 ff.

2) Klinkenberg, Das römische Cöln (Clemen, Kunstdenkmäler VI, 1) S. 147 fig. 14, S. 241 fig. 92, S. 261 f. fig. 104 u. a.

3) In der Grabkammer zu Weyden bei Cöln s. unten S. 133.

über die Tätigkeit des Drusus am Rhein. Die unheilbare Entstellung des Textes hat es jedenfalls verschuldet und mag es auch entschuldigen, dass man in „*Bormam*“ ohne weiteres Bonn, in „*Caesoriacum*“ Gensem an der Siegmündung sah und auf den unsicheren Pfeilern dieser Interpretation eine Römerbrücke bei Bonn über den Rhein schlug — nicht die älteste, welche

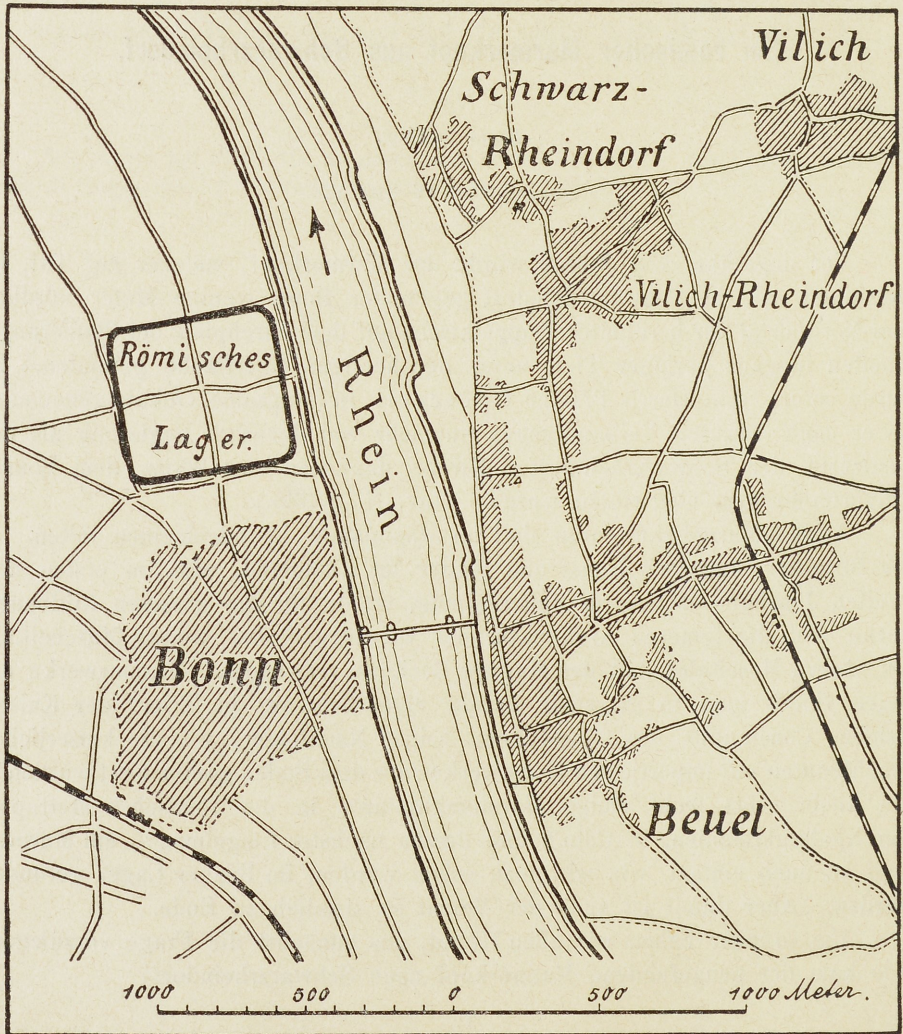


Fig. 1.

Nissen bereits im 104. Bande dieser Jahrbücher S. 20 ff. wohl endgültig beseitigt hat, aber darum keine irgendwie festere. Die Brücke musste natürlich auf dem rechten Rheinufer einen Brückenkopf, der rechtsrheinische Hafen für die „*classes*“ eine Schutzwehr haben; ein Drususkastell, so nahm man an, lag just auf dem erhöhten Platz der Kirche von Schwarzrheindorf (vgl. Fig. 1), und den Beweis für diese Annahme sah man in der Tatsache, dass an der Stelle der

jetzigen Kirche „römische“ Fundamentmauern nachgewiesen und eine Anzahl römischer Bausteine und Ziegel von derselben Art, wie sie an den Ruinen des Bonner Legionslagers beobachtet wurden, teils an der Schwarzrheindorfer Kirche selbst, teils in der Umfassungsmauer des Kirchplatzes vermauert sind¹⁾. Jetzt kam als gewichtiges neues Moment der Marmorkopf hinzu, und so war es denn hohe Zeit, einmal mit dem Spaten der ganzen Sache auf den Grund zu gehen. Wussten wir auch schon, was die früheren Forscher nicht wissen konnten, dass Drususkastelle nicht mit Steinen und Ziegeln gebaut und mit Marmorskulpturen

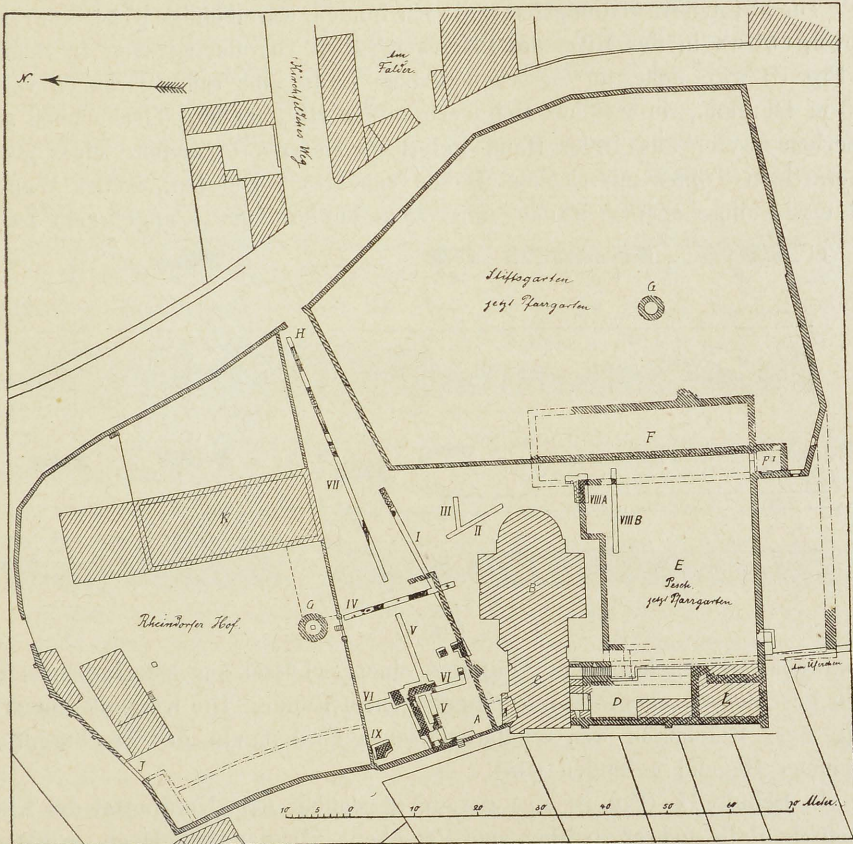


Fig. 2.

ausgestattet waren, so war ja die Möglichkeit einer späteren römischen Ansiedlung militärischer oder ziviler Art nicht von vornherein ganz abzuweisen.

Dankbar machten wir daher im vergangenen Sommer von der Genehmigung der Kgl. Regierung Gebrauch, auf dem Schwarzrheindorfer Kirchplatz eine Ausgrabung vorzunehmen. Die Ausgrabung begann am 1. Juli und endete am 25. Juli 1908 und wurde so weit ausgedehnt, als es die Rücksicht auf die kirchlichen Bedürfnisse einerseits und auf die bestellten Gärten andererseits

1) Die ältere Literatur findet man jetzt zusammengestellt bei Clemen: Die Kunstdenkmäler der Stadt und des Kreises Bonn S. 39 und 340.

gestattete. Wir durchquerten den Kirchplatz mittelst langer Suchgräben, welche sämtlich bis auf den gewachsenen Boden durchgeführt wurden. Der beigegefügte Plan Fig. 2 zeigt die genaue Aufnahme unserer Ausgrabung, in Fig. 3 ff. sind mehrere Detailzeichnungen in grösserem Massstabe vereinigt. Der gewachsene Sand erschien im westlichen Teile des Hofes, vor der Nordseite der Kirche, bereits in weniger als 1 m Tiefe unter dem heutigen Niveau, nach Osten aber senkte sich offenbar das Terrain etwas, denn hier war die Oberfläche des gewachsenen Bodens erst in 1,70 m Tiefe zu finden.

Die ältesten Ansiedlungsreste, die wir fanden, waren einige prähistorische Wohngruben in der Mitte des Platzes nördlich von der Kirche. In Schnitt I (s. Fig. 3) war nahe an dessen östlichem Ende eine runde Grube *b* von ca. 1,25 m Durchm., in welcher sich verbrannter Hüttenlehm, Tierknochen sowie Scherben zweier aus freier Hand geformter Gefässe befanden: eines grossen eimerartigen Topfes mit flachem Boden von 15 cm Durchm., steiler Wandung und etwas eingebogenem Rande, unter dem Tupfenschmuck angebracht ist, aus

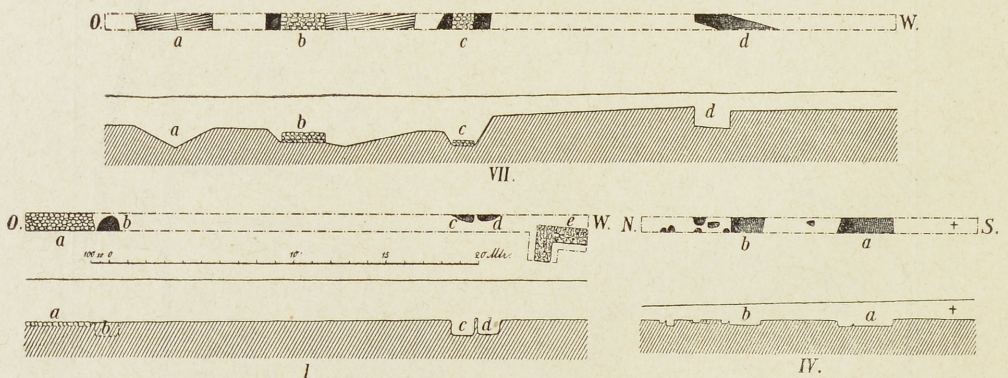


Fig. 3.

gelbgrauem weichgebranntem Ton; und einer Schüssel aus lederfarbenem Ton, innen geschwärzt, ebenfalls mit eingebogenem Rande. Die Keramik entspricht völlig der, welche in den rechtsrheinischen Grabhügeln der Siegburger und Mülheimer Gegend gefunden wird.

In Schnitt IV (Fig. 3) also gerade gegenüber dem Nordportal der Kirche kamen ebenfalls mehrere Gruben zum Vorschein. In der südlichsten, grössten *a*, welche 3 m Durchm. hat, waren lederfarbene schwachgebrannte Scherben, deren Ton mit Quarzstückchen durchsetzt ist, Randstücke mit Spuren von Fingereindrücken, Hüttenlehmreste, zwei unbearbeitete Grauwackensteine und eine Feuerstelle im nördlichen Teil der Grube mit vielen Holzkohlen. Die übrigen Gruben dieses Schnittes enthielten nichts Bemerkenswerthes.

Auf eine frühmittelalterliche Besiedlung liess weiter eine Menge karlingischer Scherben schliessen, teils von Gefässen, wie sie in Pingsdorf fabriziert wurden¹⁾, teils von sogenannten Reliefbandamphoren²⁾. Diese Scherben

1) Koenen, B. J. 103. 1898. S. 115 ff. und Taf. VI.

2) Koenen, Gefässkunde Taf. XXI, 1 und S. 138 f.

fanden sich fast in allen Schnitten in der tiefsten Einfüllung verstreut. Wahrscheinlich dürfen wir in dieselbe Zeit eine Befestigungsanlage setzen, deren Spuren sich in Schnitt VII zeigten (Fig. 3). Am äussersten östlichen Ende dieses Schnittes, also dicht am östlichen Eingang des Kirchplatzes von der Ortsstrasse aus, fand sich ein Spitzgraben *a*, 4 m breit und 1,10 m tief in den reinen Sand eingeschnitten. In diesem Graben lag das Fragment eines grauen rauhen Topfes mit Wellenfuss und eine gelbe Scherbe der „Pingsdorfer“ Keramik. Vom inneren Grabenrand 3,60 m entfernt erschien ebenfalls in grosser Tiefe das Fundament einer 2,40 m starken Basaltmauer *b*, deren Fundamentgrube wieder ein Paar Pingsdorfer gelbliche Scherben mit rötlich aufgemalten Strichen enthielt. Während die östliche Wand der Fundamentgrube sehr steil geböschet war, verlief die westliche sehr flach, so dass sie einem flachen Graben gleich, und endete an der Fundamentgrube einer zweiten Basaltmauer *c*, welche 1,20 m stark und im Lichten von der Mauer *b* 6,80 m entfernt war. Auch in der Fundamentgrube der Mauer *c* fanden wir zwei gelbliche gewellte Gefässfussfragmente und ein Paar andere Scherben von Pingsdorfer Art sowie einen schlecht gebrannten Backsteinbrocken. Der Inhalt an keramischen Einschlüssen sowohl als auch die ganze Anlage machte es sehr wahrscheinlich, dass der Graben *a* und die Mauern *b* und *c* gleichzeitig entstanden sind und zu ein und derselben Befestigung gehören, deren Entstehung ich geneigt bin in karlingische Zeit zu datieren.

Um nun gleich die Beschreibung von Schnitt VII zu beendigen, so folgte westlich von der Mauer *c* nur noch in 11 m Entfernung eine Grube *d*. Sie hatte senkrechte Wände, stand aber ganz schräg zu unserem Schnitt. Schon daraus, besonders aber aus ihrem Inhalt ging hervor, dass sie nichts mehr mit der Befestigungsanlage *a*, *b*, *c* zu tun hat. Sie enthielt nämlich massenhaftes braunes, graues, grünes, gelbes glasiertes Geschirr des späten Mittelalters, gelbe und grüne gotische Ofenkachelfragmente, zwei Gefässfragmente, welche zwar römischen Urnendeckeln mit rohen Griffknöpfen glichen, sich aber durch ihre braune Glasur sicher als ebenfalls spätmittelalterlich erwiesen; ein Stück Wandputz und mehrere viereckig geschnittene Fussbodenplatten aus grauem Stein. Endlich eine Silbermünze, welche, wie mir Herr van Vleuten freundlichst mitteilte, ein Groschen von Schwarzburg, wahrscheinlich von Günther und Heinrich XXXI. († 1526), ist. Jedenfalls ist die Münze um 1500 zu datieren.

Das ziemlich starke Gefälle, welches der gewachsene Boden in diesem Schnitt von West nach Ost zeigte, ist nun durch eine spätere, ziemlich reine Auffüllung ausgeglichen. Erst der oberste Füllboden, welcher die beschriebenen Anlagen *a*, *b*, *c*, *d* gleichmässig bedeckt, enthielt braune und grauglasierte Siegburger Ware des 15. und 16. Jhrhs., darunter auch dekorierte Scherben, wenig graublaues Nassauer Geschirr, grün- und gelbglasierte Teller und gewöhnliche gelbliche Keramik des späteren Mittelalters. Die verhältnismässig reine Einfüllung über der karlingischen Anlage und unter dieser Kulturschicht des 15. und 16. Jhrhs. wird dadurch entstanden sein, dass man bei der Fundament-

ausschachtung für die Kirche und die anstossenden Wohngebäude die ausgehobene Erde zum Planieren des nach Osten abfallenden Geländes benutzte.

Wenn wir damit zu den westlich anschliessenden jüngeren Anlagen kommen, so ist zunächst am äussersten östlichen Ende von Schnitt I (Fig. 3) ein rauhes Pflaster *a* aus grossen Steinen zu erwähnen, welches bis dicht an die oben beschriebene prähistorische Grube *b* heranreicht. Seine Zeit liess sich nicht genauer bestimmen. Weiter nach Westen enthielt Schnitt I eine Schuttgrube *c* und eine grosse Kalkgrube *d*. Letztere enthielt ausser massenhaftem reinem Kalk einen Siegburger Wellenfuss und ein Trichterhalsbecherchen ohne Dekor, welches mit dem Kalk verbacken war. Weiter ein grünes und ein braunes glasiertes Schüsselstück.

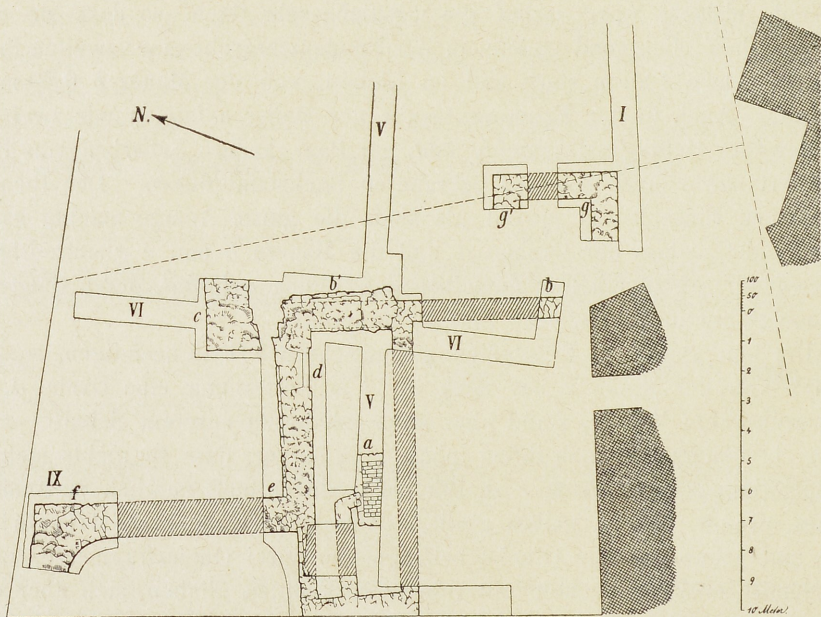


Fig. 4.

Die Schuttgrube enthielt, wie im übrigen der ganze Schnitt I, in der untersten Schicht karlingisches Geschirr, z. B. Fragmente von Reliefbandamphoren; auch ein Randstück eines Topfes mit Schachbrettmuster. Oberflächlich fand sich massenhaft braun- und gelbglasierte Ware mit Wellenfuss, ein Siegburger Medaillon des 16. Jhrhs., grünglasierte Schüsseln, unglasiertes mittelalterliches Geschirr und ein gelblicher Topfdeckel mit Knopf, der zwar nicht glasiert ist, aber sonst in Form und Technik so genau den beiden oben bei Schnitt VII Grube *d* erwähnten glasierten Topfdeckeln entspricht, dass auch er als mittelalterlich in Anspruch zu nehmen ist. Weiter waren da Eisennägel, eine Zange, ein halber Eisentopf u. a. m.

Im westlichsten Teil von Schnitt I kam noch die Mauerecke *e* zum Vorschein, welche zu den sogleich zu beschreibenden späten Hausmauern gehört.

Durch die Schnitte V, VI, IX wurde nämlich im westlichsten Teile des

Hofes nördlich der Kirche eine Anzahl zu einem Wohngebäude gehöriger Mauern geschnitten und zum Teil freigelegt, welche zwar nicht ganz ausgegraben werden konnten, aber doch eine Ergänzung und Berichtigung der bisherigen Pläne geben können. Ich habe auf dem Plane Fig. 2, die von uns nachgewiesenen Mauern durch kreuzweise Schraffierung von den nur einfach schraffierten des bisherigen Planes¹⁾ unterscheiden lassen. Daraus geht zunächst einmal hervor, dass die lange, gegenüber dem Nordportal der Kirche eingezeichnete, an ihrem Ostende eckig umbiegende Mauer zum grossen Teil gar nicht existiert. Wir hätten sie ja, ebenso wie ihre Umbiegung, unbedingt in unserem Schnitt I finden müssen. Statt dessen gewannen wir das Bild, welches in grösserem Massstabe nochmals Fig. 4 gegeben ist. Auf dieser Zeichnung sind die wirklich ausgegrabenen Mauerstücke mit durchgezogenem Kontur und in Steinmannermanier gezeichnet, die ergänzten Zwischenstücke mit punktiertem Kontur und in Schraffierung davon unterschieden. Einfache Umrisslinien kennzeichnen unsere Ausgrabungsgrenzen. Das kreuzweise schraffierte Mauerwerk bedeutet die aufgehenden Mauern der Kirche. Bei dem fragmentarischen Zustande der Grabung mag hier nur einiges angedeutet werden. Die Mauer *b—b'* gehört jedenfalls zur ältesten Partie dieses Baukomplexes. Bei *b'* ist sie von einer jüngeren Mauer überbaut. Der Mauerklotz *c* ist vorläufig noch unverständlich, ich hielt ihn zuerst für ein vom Oberbau abgestürztes Stück, aber er hat sicher eine besondere Fundamentgrube. Bei *d* ist eine steinerne Türschwelle. Bei *e* setzt eine breite nach Norden führende Mauer an, die offenbar bei *f* in Schnitt IX wiedererscheint und dort eine runde Nische umschliesst. Bei *a* (in Schnitt V) ist ein ganz kleines Gelass mit Backsteinboden, dessen schlechte Umfassungsmauer in den Bauschutt des älteren Gebäudes hineingesetzt ist; es ist also dies die jüngste Anlage.

Es mögen zunächst noch die übrigen Schnitte kurz beschrieben werden. In Schnitt VIII südöstlich vom Chor der Kirche (Fig. 5) fanden wir die dort eingezeichneten Mauern *aa'a''* richtig wieder. Daran stösst aber nördlich keine Mauer, sondern ein Pflaster *bb'*. Dieses hat aber keine Verbindung mit dem in Schnitt I gefundenen Pflaster *a*; denn sonst hätten wir es in den Schnitten II und III nordöstlich des Kirchenchores wiederfinden müssen. In diesen Schnitten fanden wir ausser einer Anzahl Überreste menschlicher Skelette nur Scherben, welche mit denen aus den Schnitten V, VI, VIII, IX völlig übereinstimmen. Überall war in der untersten Schicht karlingische Keramik, darüber die

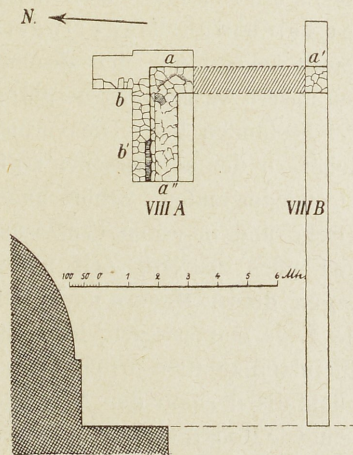


Fig. 5.

1) Clemen, Kunstdenkmäler von Bonn Taf. XXVIII.

braune und graue glasierte Ware des späteren Mittelalters, Siegburger und Nassauer Steinzeug u. dgl. Sehr viel grün und bräunlich glasierte Ofenkacheln mit gotischen Motiven fanden sich im Bauschutt in Schnitt V.

Erwähnt sei noch, dass der Fundort des Marmorkopfes in das südliche Ende des Schnittes IV fällt, wo wir lediglich karlingische Scherben fanden. Er ist auf den Plänen Fig. 2 und 3 mit einem kleinen Kreuz bezeichnet.

Über die Bedeutung der aufgefundenen Gebäudereste zu handeln ist hier nicht unsere Aufgabe; es genügt für unseren Zweck, durch die Einzelfunde bestimmt nachgewiesen zu haben, dass sie erst dem späten Mittelalter und der Neuzeit angehören können.

Fassen wir also das Ergebnis unserer Ausgrabung zusammen: spärliche Reste vorrömisch-germanischer Ansiedlungen wurden gefunden und reichliche Überreste verschiedener Perioden nach der Römerzeit von der karlingischen Periode bis in die Neuzeit hinein. Dagegen von römischen Kulturerzeugnissen fand sich nicht die geringste Spur, nicht der Splitter einer Tonscherbe. Damit scheint mir der absolut sichere Beweis erbracht, dass auf dem Platz, den unsere Ausgrabung berührte, niemals eine römische Ansiedlung irgendwelcher Art bestanden hat. Die vermeintlichen „römischen Fundamentmauern“ werden sicher zu den abgerissenen mittelalterlichen Bauten, deren Fundamente ja auch wir wiederfanden, gehört haben, die römischen Bausteine und Ziegel in der Kirche und in deren Umfassungsmauer sind offenbar erst in mittelalterlicher oder noch späterer Zeit auf Kähnen vom direkt gegenüberliegenden Bonner Lager, dessen Mauern noch teilweise bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein über die Erde emporragten, hinübergeschafft worden: alte Römerbauten sind ja im Rheinland zu allen Zeiten die bequemsten Steinbrüche gewesen, und wir brauchen jedenfalls deshalb das Mittelalter keiner besonderen Barbarei zu beschuldigen, denn wir Modernen sind in dieser Beziehung um kein Haar besser; der Unterschied ist höchstens, dass wir wissen, was wir zerstören, während das Mittelalter es wohl unbewusst getan hat. Für den der Örtlichkeit nicht Kundigen mag das Planchen Fig. 1 S. 122 die Lage von Schwarzrheindorf im Verhältnis zum Bonner Legionslager veranschaulichen.

Mit einer solchen Ladung Bausteine wird unser Marmorkopf auch seinen Weg vom linken aufs rechte Rheinufer gefunden haben. Vermauern konnte man ihn nicht; so warf man ihn achtlos weg; man muss sich nur wundern, dass er der Kalkbereitung entgangen ist, denn eine grosse Kalkgrube fanden wir ja, wie oben bemerkt, in bedrohlicher Nähe der Fundstelle unseres Marmorkopfes.

2.

Wenn wir also wohl als sicher annehmen dürfen, dass der Marmorkopf ursprünglich, d. h. in römischer Zeit, nicht in Schwarzrheindorf, sondern in Bonn sich befunden hat, so ist schwieriger zu beantworten die Frage nach seinem ursprünglichen Standort und seiner Bestimmung in Bonn. Dieser Frage wird nur durch eine etwas eingehendere Analyse nahe zu kommen sein. Be-

fragen wir deshalb den Fund selbst einmal zunächst nach seinen Geheimnissen über Alter und Herkunft.

Der Kopf (Taf. IV) ist das lebensgrosse Bildnis einer Frau in reiferem Lebensalter¹⁾. Der kräftig und voll entwickelte Hals, der starke fleischige Absatz vom Kinn zum Halse hindern uns, sie sehr jugendlich zu schätzen; andererseits umspielt den Mund doch so viel jugendliche Anmut, dass wir ihr Alter auch nicht allzu hoch ansetzen werden. Sehr fein muss, nach den erhaltenen Resten zu urteilen, die Nase geformt gewesen sein, der schmale, leicht gebogene Nasenrücken, die feinen Nasenflügel lassen uns den unheilvollen Bruch ganz besonders bedauern; immerhin ist soviel von der Nase noch erhalten, dass meines Erachtens ein tüchtiger Bildhauer sie am Gipsabguss leicht und sicher ergänzen könnte. Während der ganze untere Teil des Gesichtes sehr gut durchmodelliert und lebendig gestaltet ist, steht dazu in merkwürdigem Kontrast die Partie um die Augen. Nicht nur, dass die stark ausgebildeten, etwas geschwellenen, stark herabgezogenen oberen Augenlider dem Blick etwas Müdes, Kränkliches, Nervöses verleihen — das wird ja eine Eigentümlichkeit der Dargestellten gewesen sein — aber die Ausführung dieser Partie kommt über eine gewisse Trockenheit und konventionelle Nüchternheit nicht hinaus. Der obere Absatz des Augenlides gegen die Augenhöhle ist z. B. nur durch einen ziemlich rohen tiefen Einschnitt wiedergegeben. Aber gerade diese Augen haben andererseits eine Eigentümlichkeit, die uns, wie wir gleich sehen werden, für die Zeitbestimmung sehr wertvoll werden wird. Der Augenstern, Iris und Pupille, ist nämlich plastisch ausgeführt. Die Iris ist einfach durch einen zart eingeritzten Bogen angedeutet, dagegen die Pupille hat eine ganz eigentümliche Form: eine runde Vertiefung, deren Umrandung zwar unten bogenförmig durchläuft, oben aber einen zwickelartigen Einschnitt hat. Die Gestalt der Pupille lässt sich wohl am besten mit der Figur vergleichen, die man erhält, wenn man einen Apfel durch den Stiel in zwei Hälften teilt. — Die niedere Stirn wird umrahmt von dem schlichtgescheitelten welligen Haare, welches im Bogen über das Ohr hinüberfrisiert ist; nur ein kleines widerspenstiges Löckchen hat sich aus dem Verbande gelöst und fällt vor dem Ohr herab. Das Ohr selbst ist gut und lebenswahr ausgeführt, kleine individuelle Unregelmässigkeiten am Rande der Ohrmuschel sind nicht verschwiegen. Wie die Frisur am Hinterkopf endigte, lässt sich nicht ohne weiteres sagen, denn die hintere Partie der Haare war, wie Taf. IV, Fig. 3 zeigt, besonders angesetzt und ist verloren. Ein grosses viereckiges Dübelloch, dessen Ränder sorgfältig für das Ansatzstück geschliffen sind, ist in den Hinterkopf hineingetrieben.

Es ist vorhin bereits von der eigentümlichen Bildung des Augensternes die Rede gewesen. Nunmehr wird zu untersuchen sein, welcher Zeit diese plastische Behandlung des Auges angehört. Im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung wurde bekanntlich fast durchweg bei römischen Marmorporträts,

¹⁾ Masse: Höhe des ganzen erhaltenen Kopfes 27 cm, Haaransatz bis Lippenpalte 12,5 cm, Distanz der äusseren Augenwinkel 9 cm.

wie in griechischer Kunst, der Augapfel ganz glatt behandelt ohne plastische Andeutung des Augensterns. Man steckte eben noch völlig in der griechischen Tradition der Polychromie der Statuen¹⁾; mit aufgemalter Farbe hat man dem Auge seine natürliche Wirkung zu geben versucht. Allerdings kommen auch in früher Zeit schon Fälle vor, wo der Augapfel auch bei Marmorköpfen eine runde oder halbmondförmige Vertiefung zeigt. Aber da war diese Vertiefung dazu bestimmt, eine farbige Masse als Füllung aufzunehmen, wie es stets bei Bronzeköpfen der Fall ist und ebenso bei Köpfen aus dunkelfarbigem Stein Platz greift, wo eine farbige Behandlung des glatten Augapfels nicht möglich gewesen wäre.

Dagegen im zweiten Jahrhundert beginnt eine andere Behandlung des Augapfels sich geltend zu machen. Die Bemalung des marmornen Auges ebenso wie das Einsetzen von Farbmasse konnte nicht verhindern, dass der Blick etwas Starres, Unheimliches, Wachfigurenartiges behielt. Man suchte deshalb dem Zusammenwirken des Lichtes mit der Ausstrahlungsfähigkeit des Marmors das abzurufen, was die Bemalung versagte: nämlich die stets wechselnde Beweglichkeit des Auges; es ist eine Art von raffiniertem Impressionismus, der sich da geltend macht. In der verschiedensten Weise wird das angestrebt, bald wird die Pupille halbmondförmig mit nach oben, bald mit seitlich geöffnetem Bogen gebildet; wohl die raffinierteste Art ist aber die, welche wir an unserem Schwarzherrndorfer Kopf vor uns haben.

Das älteste datierbare Beispiel dieser letzteren Manier ist wohl die Büste des sogenannten jungen Marc Aurel in München²⁾. Die von Brunn gegebene Deutung auf Marc Aurel wird neuerdings bestritten³⁾, man denkt eher an Lucius Verus: für uns würde das ja gleichgültig sein; immerhin dürfte der Kopf nach dem ganzen Typus, namentlich der übermässig lockigen Haartracht, um die Mitte des zweiten Jahrhunderts fallen.

Häufig wird diese Augenbehandlung aber erst Ende des zweiten Jahrhunderts. Ja man kann wohl sagen, dass sie ungefähr mit der Regierungszeit des Septimius Severus fast allgemein herrschend wird. Die sämtlichen Severusbüsten, deren Abbildungen mir zugänglich geworden sind, ebenso wie die seiner nächsten Nachfolger bis einschliesslich Gordian III., sowie der gleichzeitigen Kaiserinnen zeigen, soviel ich sehen kann, diese „apfelförmige“ Behandlung der Pupille. Dass es sich aber nicht nur um die Manier einer bestimmten Kunstschule handelt, die etwa in Rom ihren Sitz hatte, sondern dass diese Behandlung des Auges damals allgemein verbreitet war, das beweisen am besten zwei der in Athen gefundenen Kosmetenhermen, deren eine sich durch den

1) Dass diese polychrome Behandlung auch bei den rheinischen Kalksteinmonumenten allgemein üblich war, beweisen, abgesehen von den Neumagener Denkmälern (Hettner, Illustrierter Führer durch das Prov.-Museum in Trier S. 4) auch einige rheinische Soldatengrabsteine, vgl. Mainzer Zeitschrift II S. 24, III S. 125 mit Tafeln.

2) Arndt-Bruckmann, Griech. und röm. Porträts, I. Lieferung Nr. 10.

3) Bernoulli, Röm. Ikonographie II, 2 S. 252 zu S. 176. Nr. 131.

aufgeschriebenen Namen des eponymen Archons auf das Jahr 238/9 n. Chr., datieren lässt, die ebenfalls genau dieselbe Augenbehandlung zeigen¹⁾.

Bald nach 240 n. Chr. scheint diese Eigentümlichkeit aber selten zu werden und dann ganz zu verschwinden. Schon der bei Bernoulli II, 3 Taf. XLVIII abgebildete Gallienus des Louvre hat sie nicht mehr, und weiter abwärts kommt sie kaum mehr vor. Die Köpfe Constantins des Grossen²⁾ zeigen, wie nun wieder in derberer Weise auf die alte halbmondförmige und runde Vertiefung zurückgegriffen wird. Es wird mit dem Verfall der Porträtkunst und dem Sinken des verfeinerten Geschmacks zusammenhängen, dass man diese raffinierte Augenbehandlung wieder aufgab. Das Raffinement besteht aber darin, dass durch den erhöht stehenbleibenden in die Pupille einspringenden Winkel oder Zwickel, der vom hellsten Licht bestrahlt wird und dadurch gegen den vertieften im Schatten liegenden übrigen Teil der Pupille grell leuchtend hervortritt, jener helle Lichtkegel nachgeahmt wird, der auf dem lebendigen Auge erscheint, und dass diese Lichtwirkung, wie beim natürlichen Auge, bei jeder Veränderung des Lichteinfalls wechselt.

Wir erhalten also durch diese Betrachtung der Behandlung der Pupille zunächst einmal eine engere Begrenzung der Entstehungszeit unseres Kopfes dergestalt, dass wir sagen können: zwischen 150 und 250 n. Chr. ist er entstanden. Wie können wir nun diese immerhin ein ganzes Jahrhundert umfassende Begrenzung wohl noch enger ziehen?

Da hilft uns der ganz besonders glückliche Umstand, dass wir es mit einem Frauenporträt zu tun haben. Wo uns der Stil im Stich lässt, tritt hilfreich die Mode ein. Der starke Wechsel der weiblichen Haartrachten während der römischen Kaiserzeit ist ja aus den Münzbildern aufs genaueste zu bestimmen und zeitlich oft auf ein Jahrzehnt mit Sicherheit festzustellen. Durch die Haartracht wird zunächst einmal unsere oben gewonnene Zeitgrenze vollkommen bestätigt. Wenn auch, wie wir sahen, die Frisur unseres Kopfes leider nicht vollständig erhalten ist, so können wir doch mit Sicherheit sagen: sowohl die schlichte schöne Frisur der Augusteischen Zeit wie die geschmacklosen Verrücktheiten der Flavischen und Trajanischen Periode sind vollkommen ausgeschlossen. Aber auch die anmutige und so charakteristische Frisur der älteren Faustina kommt noch nicht in Betracht: die auf dem Scheitel zum Kranz gelegte Flechte, welche dieser Kaiserin eigen ist, müsste an unserem Kopfe erhalten sein, wenn sie vorhanden gewesen wäre.

Mit der jüngeren Faustina treten wir ja nun in die Zeitperiode ein, die wir durch die Betrachtung des Augensterns ermittelt hatten. Die Münzbilder zeigen die Kaiserin mit schlicht gescheiteltem welligem Haar, das im Nacken

1) Arndt-Bruckmann a. a. O. XXXIX. Lieferung, Nr. 386 und 387. Ich habe mir aus der Arndt-Bruckmannschen Serie noch weiter notiert: V. Liefer. Nr. 48 Kopf eines Nichtrömers, Mantua; VI. 54 Nichtrömer in Dresden; XIV. 135 Isocrates Villa Albani; XVIII. 179 Unbekannte Römerin (sog. Julia Maesa) Capitol.

2) z. B. Bernoulli II, 3 LI. vgl. auch Hettner, Illustrierter Führer durch das Prov.-Museum in Trier S. 63 Nr. 146.

in einen einfachen Knoten zusammengenommen ist. Aber jetzt beginnt auch gleichzeitig die Sitte, die Ohren ganz oder teilweise mit dem Haare zu bedecken, welche nun charakteristisch bleibt bis in die ersten Jahrzehnte des dritten Jahrhunderts hinein. Faustina junior bevorzugt diese Tracht, wenn wir nach den Münzen urteilen dürfen, ebenso ihre nächsten Nachfolgerinnen; ausschliesslich dieser Sitte huldigt Julia Domna, bei welcher das stark gewellte Haar auf den Seiten ganz tief über das Ohr herabgezogen ist und hinten in ein eigentümlich plattes Nest endigt¹⁾.

Sogleich in den nächsten Jahren aber, noch im ersten Jahrzehnt des dritten Jahrhunderts, beginnt die Mode wieder zu schwanken, die Form der Haartour im allgemeinen bleibt, aber sie bedeckt nicht mehr durchweg das Ohr, sondern es kommen schon vereinzelt Fälle vor, wo sie im Bogen über das freie Ohr hinwegläuft. So ist es bei Caracallas Gattin Plautilla. Auch um 220 steht die Sitte noch nicht fest. Julia Paula, die Gemahlin Elagabals trägt das Ohr frei, ebenso Aquillia Severa und Annia Faustina. Dagegen Julia Soemias und Julia Maesa haben zuweilen das Ohr noch bedeckt.

Gänzlich ringt sich die Sitte, das Ohr frei zu lassen, erst durch bei Orbiana, der Gattin, und Julia Mamaea, der Mutter und Mitregentin des Severus Alexander.

Dagegen schon Tranquillina, die Gemahlin Gordians III., hat eine ganz neue Haartracht, wo der Knoten im Nacken wieder zu einem langen Zopf aufgelöst ist, der sich bis auf die Mitte des Scheitels gerade hinaufzieht und sich wie ein Eichhörchenschweif an den Hinterkopf anlegt. Die späteren Frisuren haben für unseren Zweck keine Bedeutung mehr.

Wenn wir nun unseren neuen Fund in diese Reihe einzuordnen versuchen, so kann wohl kaum ein Zweifel sein, wohin er gehört. Wir würden ja sofort ganz sicher urteilen können, wenn der Abschluss der Frisur am Hinterkopf erhalten wäre. Da aber anzunehmen ist, dass nicht etwa die erhaltenen Haarwellen sich noch ein Stück auf dem Ansatz fortgesetzt haben, weil sich dann die Ansatzstelle als eine hässliche Unterbrechung des Wellenflusses bemerkbar gemacht haben würde, dass vielmehr das angesetzte Stück eben weiter nichts als der abschliessende Knoten war, so kommen wir auf die Ergänzung eines ziemlich breiten tiefsitzenden nestartigen Abschlusses. Dies entspricht nicht etwa den Haarfrisuren aus der Zeit der jüngeren Faustina, wohl aber denjenigen, welche mit Julia Domna beginnen und bis Julia Mamaea reichen. Nehmen wir noch hinzu, dass das Ohr bei unserem Kopfe freibleibt, nicht vom Haare bedeckt ist, so scheidet auch die Zeit der Julia Domna selbst aus, und es bleiben etwa die ersten vier Jahrzehnte des dritten Jahrhunderts übrig, unter denen wieder die Zeit zwischen 220 und 240 am wahrscheinlichsten ist, weil hier die Mode des freien Ohres überwiegt. Wir dürfen also wohl sagen, in der Zeit zwischen 200 und 240 gehört unser Kopf sicher und am wahrscheinlichsten ins dritte oder vierte Jahrzehnt des dritten Jahrhunderts.

1) S. auch Bernoulli II, 3. Taf. XVI, XVII, XVIII.

3.

Es bleibt die Frage zu beantworten: welchem Zweck hat der Kopf gedient, gehörte er zu einer Büste oder zu einer Statue, wo hat das Kunstwerk ursprünglich gestanden und im engsten Zusammenhang damit: wen stellt es dar? Da liegt es ja nun sehr nahe, den Kopf mit den bekannten Marmorbüsten der römischen Grabkammer in Weyden bei Cöln zusammenzubringen¹⁾, welche mit ihm stilistisch auf das nächste verwandt sind. Sowohl die Männerbüste als die hier abgebildete bessere Frauenbüste Figg. 6 u. 7 zeigen dieselbe stilistische Eigentümlichkeit der Augenbehandlung, wie unser Kopf. Auch die Frisur der weiblichen Büste

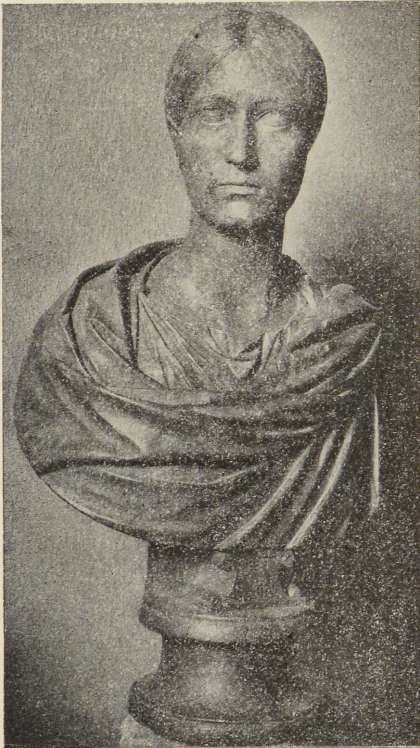


Fig. 6.

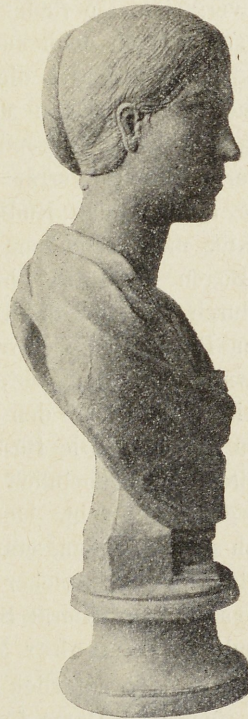


Fig. 7.

stimmt mit der des Schwarzrheindorfer Kopfes so genau überein, dass wir den fehlenden hinteren Abschluss bei letzterer wohl nach ersterer ergänzen dürfen. Es handelt sich um jenes flach am Kopf liegende nestartige Gebilde, wie wir es an den Köpfen der Julia Domna und der nächsten Kaiserinnen bemerken²⁾. Ich habe die Skulpturen der Weydener Grabkammer nach den stilistischen Indizien bereits in einer Besprechung ihrer Abgüsse beim Winckelmannsfeste des Vereins von Altertumsfreunden im Jahre 1901 der ersten Hälfte des dritten

1) Clemen, Kunstdenkmäler des Landkreises Cöln S. 190 f. Lehner, Das Provinzialmuseum in Bonn, Abbildungen Heft I, Die römischen Skulpturen Taf. XXI, 1–3.

2) Bernoulli II, 3 Taf. XVI, XVIII, XXVII.

fahrhunderts zugewiesen. Neuerdings kommt Poppelreuter durch Prüfung der Gläser und übrigen Kleinfunde der Grabkammer zu genau demselben Ergebnis¹⁾. Wenn wir also sehen, dass gerade in dieser Zeit Grabkammern der Rheinlande mit Marmorporträtbüsten der Verstorbenen geschmückt werden, so steht nichts der Annahme im Wege, dass auch unser neuer Portraitkopf der Rest einer solchen Grabbüste war und einer Grabkammer bei Bonn, die natürlich zu den Canabae des Lagers gehört haben würde, entstammt.

Aber es ist nicht die einzige Möglichkeit ihrer ursprünglichen Bestimmung: auf eine andere mag hier wenigstens andeutungsweise hingewiesen werden. Wenn man den Schwarzhündorfer Kopf etwas genauer mit den Weydener Büsten vergleicht, so findet man neben den erwähnten allgemeinen stilistischen Übereinstimmungen doch auch ganz bedeutende Verschiedenheiten. Die Weydener Büsten, wenigstens die beiden besten, sind wohl sehr sorgsam und sauber, aber auch sehr trocken und schematisch gearbeitet. Nirgends ein freier schwungvoller Zug, nirgends eine Spur unmittelbarer Naturbeobachtung, der schüchterne Meißel verrät den braven kleinen Werkmeister. Man betrachte nur das kümmerliche Rudiment eines Ohres auf Fig. 7 und ebenda die ungeschickte, missverstandene Anordnung des Haares am Ohre, wie es nicht in freiem Bogen über das Ohr weggeführt ist, sondern sich am Ohre selbst totläuft, durch das Ohr direkt durchgeschnitten wird, und man vergleiche damit dieselben Partien am Schwarzhündorfer Kopf Taf. IV Fig. 2, so wird man den gewaltigen Abstand sofort innerwerden. Der Schwarzhündorfer Kopf steht künstlerisch hoch über den Büsten der Weydener Grabkammer. Dazu kommt noch ein anderes. Die Büsten in Weyden bestehen aus einem graurötlich gesprenkelten, wahrscheinlich belgischen Marmor, sie dürften wohl sicher im Norden gearbeitet sein. Der Schwarzhündorfer Kopf aber besteht aus einem im Bruch schneeweissen, stark kristallinischen, an der Oberfläche schön gelblich patinierten Marmor, welcher sich durch die Untersuchung der Herren Professor Küppers und Geheimrat Steinmann in Bonn und Geheimrat Lepsius in Darmstadt als parischer Marmor erwies.

Nun ist es ja natürlich an sich nicht ganz undenkbar, dass auch einer vornehmen römischen Dame für ihre Grabkammer in Bonn ihr Bildnis in Rom und aus parischem Marmor ausgeführt worden ist; immerhin wäre es doch ein hierzulande sonst beispielloser Luxus. Wenn aber meine oben ausgesprochene Vermutung richtig ist, dass der Kopf mit Baumaterial aus dem direkt gegenüberliegenden Legionslager nach Schwarzhündorf geschafft worden ist, dann führt dies uns auf eine andere Spur. Stammt der Kopf aus dem Bonner Legionslager, so kann er zu keiner Grabbüste gehören, sondern dann kann er sich eigentlich nirgendwo anders befunden haben, als im Fahnenheiligtum und zu nichts anderem gehört haben als zur Statue einer Kaiserin.

Der Kaiserkult im Fahnenheiligtum des römischen Lagers ist etwas so

1) Poppelreuter, Die römischen Gräber Cölns. B. J. 114/115 S. 368.

Bekanntes, dass es hier keiner Belege für ihn bedarf¹⁾. Mit Septimius Severus zieht auch der Kultus der Kaiserinnen ins Fahnenheiligtum ein. Julia Domna, die Gattin des Septimius Severus, ist die erste, die den Titel „*mater castrorum*“ führt; ihr Genius und ihre Statue wurden im Lager aufgestellt. Und nach ihr die verschiedenen Kaiserinnen des dritten Jahrhunderts, vor allem auch Julia Mamaea, die Mutter des Severus Alexander.

Dass aber speziell im Bonner Legionslager der Kaiser- und Kaiserinnenkultus geübt und durch Aufstellung von Marmorbildern und Ehreninschriften betätigt wurde, dass lässt sich noch direkt beweisen. Im Bonner Provinzialmuseum befindet sich, als Eigentum des Kgl. Museums rheinischer Altertümer bei der Universität, ein überlebensgrosser bärtiger Männerkopf aus weissem Marmor. Er ist vor langer Zeit gefunden, „in der Gegend des Wichelshofes“, also im Legionslager²⁾. Der Kopf, den wir auf Tafel V Fig. 1 u. 2 neu abbilden, besteht aus feinkörnigem weissen Marmor, welchen die Herren Geheimrat Steinmann und Professor Küppers als karrarischen Marmor bestimmt haben. Die ganze Höhe des Erhaltenen beträgt 38 cm. Der Hals mit dem Schulteransatz, auf der Rückseite noch mit einer Gewandfalte, hat auf der Unterseite eine ebene Standfläche, er war also offenbar bestimmt, in eine Statue oder Büste eingesetzt zu werden. Dadurch ist die ursprüngliche Kopfhaltung noch erkennbar, der Kopf war ganz wenig nach rechts gedreht und geneigt, und der Blick etwas aufwärts gerichtet. Der Bart und die Locken des Haupthaars sind vorn und an den Seiten tief herausgearbeitet und durchweg mit dem Bohrer behandelt, am Hinterkopf und oben, also an den dem Blick entzogenen Partien ist der Bohrer nicht verwendet, die Locken sind da nur im allgemeinen angedeutet. Die Ohren sind zur Hälfte von den herabfallenden Locken verdeckt. Während die vorzüglich erhaltene Rückseite die ursprüngliche Meisselführung in voller Schärfe erkennen lässt, fast ohne jede Spur von Ver-

1) Vgl. v. Domaszewski, Die Religion des römischen Heeres, Westdeutsche Zeitschrift XIV, 1895 S. 68 ff.

2) Dorow, Die Denkmale germanischer und römischer Zeit in den rheinisch-westfälischen Provinzen I. Band (1823) sagt darüber S. 27: „Ferner ward vor vielen Jahren in dieser Gegend (d. h. am Wichelshof) ein Kopf aus Marmor gefunden, welcher nach Villich hinkam, einem geistlichen Damenstifte auf der rechten Rheinseite und nunmehr, leider aber sehr verstümmelt, in das Museum geliefert worden ist. Derselbe ist auf Tab. V Fig. 2 (des zu dem Dorowschen Buch gehörigen Tafelbandes I) abgebildet; hat 14 Zoll Höhe. Obschon das Ganze als ein sehr verstümmeltes Bruchstück erscheint, so hat es dennoch durch die meisterhafte Arbeit der Haupthaare und des Bartes sowie der anderen unversehrt gebliebenen Teile des Gesichts, Kunstwert, und deutet auf einen trefflichen Künstler. Wenn man nach Münzen eine Ähnlichkeit auffinden wollte, so könnte man in diesem Kopf einen Clodius Albinus erkennen.“

Overbeck, „Katalog des Kgl. rheinischen Museums vaterländischer Altertümer“ 1856, S. 32 N. 60 gibt als Material irrtümlich „Kalkstein“ an und schreibt: „Portrait?“

Hettner, Katalog des Kgl. rheinischen Museums etc. S. 91 N. 247 lehnt die Deutung auf Clodius Albinus ab und hält den Kopf „vielleicht für das Portrait eines Kaisers“. Lehner, Das Provinzialmuseum in Bonn. Heft I. Die römischen Skulpturen. Taf. XXI fig. 4.

witterung, ist das Gesicht leider sehr stark mitgenommen. Zunächst ist einmal die ganze Gesichtsfläche, wohl durch lange Einwirkung von Regenwasser, zerfressen, so dass nicht nur die vorspringenden Partien, Stirn, Wangen, Lippen, Kinn, sondern auch die tiefer liegenden Augen eine gleichmässige Verwitterung zeigen. Anstelle der fehlenden Nase und Oberlippe sind jetzt zwei kleine Dübellocher vorhanden. Diese Teile waren also aus einem besonderen Stück gearbeitet und eingesetzt; ob schon ursprünglich, oder bei einer Wiederherstellung, lässt sich nicht mehr sagen¹⁾. Die noch erhaltenen Enden des Schnurbartes sind stark abwärts gebogen, die Augenbrauenbögen hoch gewölbt, die Augen gross geschnitten, die Augäpfel sind leider so beschädigt, dass sich nicht mehr sagen lässt, ob der Augenstern plastisch behandelt war.

Dass es sich um ein Porträt handelt, kann nicht bezweifelt werden. An ein Kaiserporträt haben ja auch schon Dorow und Hettner (s. oben S. 135, Anm. 2) gedacht. Dorow hat bei seiner Deutung auf Clodius Albinus jedenfalls das richtige Gefühl gehabt, dass es sich um einen mit starkgelocktem Haupthaar und Bart geschmückten Kaiser vom Ende des zweiten oder Anfang des dritten Jahrhunderts handeln müsse. Aber auch Hettner dürfte recht haben, wenn er die Deutung auf Clodius Albinus ablehnt, denn abgesehen von der nur oberflächlichen Ähnlichkeit der Münzbilder wird man aus historischen Gründen diesem Gegenkaiser des Septimius Severus, dessen Einflussphäre doch hauptsächlich Britannien, Gallien und Spanien war, schwerlich im Bonner Lager eine Marmorstatue zubilligen wollen²⁾.

Viel wahrscheinlicher ist mir, dass der Reorganisator des Lagerwesens selbst, unter dessen Regierung jedenfalls auch im Bonner Lager umfassende Veränderungen stattgefunden haben, durch Aufstellung einer Statue geehrt wurde. Und auf den Soldatenkaiser Septimius Severus führt auch meines Erachtens die Vergleichung unseres Kopfes mit einer Severusbüste der Münchener Glyptothek³⁾. Die Ähnlichkeit der beiden Köpfe (Taf. V.) geht bis in alle Einzelheiten. Die hochgewölbte Stirn, die breite obere Gesichtspartie mit starken Backenknochen, welcher ein auffallend schmales Untergesicht entspricht, die hochgeschwungenen Augenbrauenbögen, das grossgeschnittene mandelförmige Auge ist an beiden Köpfen absolut identisch. Die Anordnung des Haupthaars und Bartes ist bis in jede einzelne Locke hinein dieselbe. Auf die etwas in die Stirne fallenden Locken, zu deren beiden

1) Wenn man die oben S. 135 Anm. 2 zitierte Bemerkung Dorows wörtlich nehmen wollte, so käme man auf die Vermutung, dass die Beschädigungen erst bei den geistlichen Damen in Vilich entstanden wären. Indessen spricht der Befund dagegen.

2) Die legio I Minervia, Bonns Garnison, erscheint, ebenso wie die übrigen Legionen am Rhein, auf den Münzen des Septimius Severus, gehörte also zu den Legionen, die im Prätendentenkampfe zu ihm gestanden hatten. Cohen² IV S. 31 N. 258 f. Eckhel, *Doctrina numorum veterum* VII, S. 168 f. VIII, S. 492. Schilling, *Leipz Studien* XV, S. 63 f. Weichert, *Wd. Ztschr.* XXII 1903, S. 126.

3) Glyptothek N. 200, Bernoulli a. a. O. II, 3. Taf. XIV. Baumeister, *Denkmäler* III, S. 1655, fig. 1719, Unsere Abbildung Taf. V, fig. 3 u. 4 ist nach einem Gipsabguss gemacht, den das Provinzialmuseum kürzlich erworben hat.

Seiten die Stirn noch weit hinauf sichtbar wird, und auf die die Ohren halb bedeckenden Seitenlocken sei noch besonders aufmerksam gemacht. Ebenso ist der etwas melancholisch den Mund einrahmende Schnurrbart, der unten in zwei Hauptpartien geteilte und in mehrere Spitzen auslaufende, oben stark in die Wangen hineingewachsene Backenbart unverkennbar charakteristisch. Auch die Form und Behandlung der Hinterköpfe ist dieselbe. Der Münchener Kopf ist eine Kleinigkeit grösser als der Bonner, aber die Verhältnisse der Hauptmasse stimmen ganz genau überein, wie die Messungen an unserem Gipsausguss des Münchener Kopfes und am Bonner Original ergeben haben. Nimmt man dazu noch die ganz genaue Übereinstimmung der Kopfhaltung und des Gewandansatzes im Nacken, so ist meines Erachtens der Schluss berechtigt, dass nicht nur die beiden Köpfe ein und dieselbe Person darstellen, sondern dass sie sich auch untereinander sehr nahe stehen, treue Kopien ein und desselben Originales sind.

Wenn also die Büste der Glyptothek mit Recht für eines der sichersten Porträts des Septimius Severus gehalten wird, dann kann auch kein Zweifel sein, dass der Bonner Kopf denselben Kaiser darstellt und demnach von einer Büste oder Statue stammt, die zu Ehren des Septimius im Bonner Fahnenheiligtum aufgestellt war.

Und um auch die Ehrung einer Kaiserin im Bonner Lagerheiligtum zu beweisen, braucht nur an die grosse Weiheinschrift erinnert zu werden, die im Jahre 1898 in Beuel gegenüber Bonn, südlich von Schwarzhendorf gefunden und damals von Nissen in diesen Jahrbüchern publiziert und eingehend gewürdigt worden ist¹⁾. Diese Inschrift besagt, dass dem Juppiter optimus maximus, dem Mars propugnator, der Victoria, der Salus des Kaisers Alexander Severus und der Mamaea, seiner und des Heeres Mutter²⁾ die Legio I. Minervia samt den Hilfstruppen nach einer glücklichen Schlacht im Jahr 229 (oder 231) den Altar geweiht habe. Da haben wir, wie auch Nissen hervorhebt, die Kaiserinmutter direkt mit den Heeresgöttern auf eine Stufe gestellt, wenn es auch vielleicht hier mit aus Rücksichten auf die Satzkonstruktion geschah. Die Hoffnung, welche damals an den Fund geknüpft wurde, dass die Neubauten in Beuel mehr Römisches zu Tage fördern werden, hat sich in den seither verflossenen zehn Jahren nicht erfüllt. Der Altar ist das einzige römische Fundstück aus Beuel geblieben. Dieser Umstand im Verein mit dem ganzen Wortlaut der Inschrift wird uns daher doch wohl zu der Annahme führen, dass auch dieses Denkmal nicht ursprünglich auf der rechten Rheinseite stand, sondern vom linken Rheinufer und zwar aus dem Bonner Lager in späterer Zeit hinüberschleppt worden ist, wie die Bausteine und Ziegel und der neugefundene Frauenkopf nach Schwarzhendorf und wie schliesslich ja auch der besprochene männliche Porträtkopf nach Vilich³⁾. Eine verwunder-

1) B. J. 103. 1898. S. 110 ff. CIL. XIII. 8017.

2) „*matri eius et exercitus*“.

3) Die Lage der drei Orte Beuel, Schwarzhendorf und Vilich im Verhältnis zum Bonner Legionslager ist aus der Fig. 1 auf S. 122 ersichtlich.

liche Übereinstimmung des Schicksals der hervorragendsten Denkmäler des Bonner Fahnenheiligtums! Denn auf das Fahnenheiligtum des Bonner Lagers weist gebieterisch der ganze Tenor der Inschrift und die Analogie zahlreicher verwandter Inschriften hin.

Der in der Inschrift gefeierte Sieg wäre kein übler Anlass gewesen der „*mater exercitus*“, wie Mamaea ausdrücklich in der Inschrift genannt wird, eine Marmorstatue im Fahnenheiligtum zu errichten.

Doch über gewisse Möglichkeiten kommen wir hier zunächst nicht hinaus. Aber ich denke, man wird die Vermutung wenigstens aussprechen dürfen, dass wir in unserem Schwarzhendorfer Frauenkopf vielleicht den Rest der Ehrenstatue einer Kaiserin, sei es nun Julia Mamaea, Orbiana, Soemias, Maesa oder einer anderen dieser klugen und energischen Frauen zu erkennen haben, die unter den kurzlebigen Scheinregierungen schwächerer Phantasten und blutrünstiger Wüstlinge auf Roms Kaiserthron mehr oder weniger stark in den Vordergrund der Weltgeschichte getreten sind. Bleibt auch das Schlussergebnis problematisch, so enthalten obige Zeilen vielleicht doch einiges, was als Beitrag zur römischen Topographie des Rheinlandes und zur Erklärung wichtiger Monumente unseres Provinzialmuseums gelten kann. Dem Meister der antiken Topographie, der auch unseren rheinischen Funden seit Jahrzehnten treue fördernde Fürsorge widmet, seien sie dankbar dargebracht.
